

J. M. Coetzee / Paul Auster

Von hier nach da

Briefe 2008-2011

7. Januar 2010

Lieber Paul,

[...]

Ich sollte erwähnen, dass auch ich das Objekt der Aufmerksamkeit des von Dir genannten Kritikers geworden bin. Man findet sich da in einer eigenartigen Position wieder. Einmal abgesehen von Feindseligkeit seitens des Kritikers kann es faktische Irrtümer in der Rezension oder elementare Fehlinterpretationen geben. Sollte man reagieren? Sollte man einen Brief an den Herausgeber schreiben, eine Erwiderung auf die unfaire Rezension? Nicht dass Herausgeber eine solche Reaktion nicht begrüßen würden – ihre Leser goutieren nichts mehr als einen guten literarischen Streit in den Leserbriefspalten.

Der kluge Schriftsteller wird da vorsichtig sein. Er wird wissen, dass es fatal ist, wenn man Verärgerung verrät, geschweige denn Empörung oder (Gott bewahre!) verletzte Gefühle: Er würde dadurch zur Spottfigur. Weil der Kritiker das weiß, wird er noch kühner. Er gleicht dem Kind, das den Gorilla im Zoo mit Steinen bewirft, weil es sich durch die Gitterstäbe geschützt weiß.

Beste Grüße

John

12. Januar 2010

Lieber John,

[...]

Kritiker. Du hast recht: Es wäre fatal für einen Romanautor, öffentlich auf eine böswillige Attacke zu reagieren. Dennoch, in den vergangenen Jahren habe ich von zweien solcher Fälle gehört – die nicht per Briefwechsel ausgetragen wurden. Der achtzigjährige Norman Mailer, der einem Kritiker für eine negative Rezension in den Magen geboxt hat. Und Richard Ford, der einem jüngeren Kollegen, der einen gemeinen, bösartigen Artikel über seinen neuen Roman geschrieben hatte, ins Gesicht gespuckt hat. Ich fühlte mich auf Seiten des Boxers und des Spuckers – wahrscheinlich, weil ich selbst zu gut erzogen bin und weder boxe noch spucke, so gern ich das manchmal tun würde.

Vor zwanzig Jahren hatte ich meine Chance, konnte sie jedoch nicht nutzen. Ein Literaturkritiker der *Los Angeles Times* (der vorher als Theaterkritiker für die *New York Times* gearbeitet hatte) schrieb eine äußerst feindselige Rezension zu *Mond über Manhattan*. Das war nicht einfach eine negative Rezension, sondern ein ausgemachter Affront. Etwa ein Jahr später bekam ich von einem Redakteur der *New York Times* den Auftrag, eine Weihnachtsgeschichte zu schreiben – meine einzige Auftragsarbeit überhaupt, meine einzige Kurzgeschichte überhaupt, die sich einige Jahre später zu dem Film *Smoke* weiterentwickelte. Es war die erste literarische Prosa, die jemals in der *Times* veröffentlicht wurde (von den Zeitungsenten einmal abgesehen), und der Redakteur war so stolz auf sich, dass ihm das eingefallen war, und so erfreut über das

Ergebnis und das positive Leserecho, dass er mich zum Dank für meine Arbeit zum Essen einlud. Wir gingen in ein Restaurant in der Nähe des *Times*-Gebäudes, wo *Times*-Mitarbeiter ein- und ausgingen, und als wir das Lokal nach dem Essen verlassen wollten, erblickte er jenen Kritiker der *Los Angeles Times*, mit dem er früher in New York zusammengearbeitet hatte. „Sehen Sie, da ist X“, sagte er. „Gehen wir rüber und sagen Hallo.“ Mir blieb keine Zeit, ihm zu erzählen, dass X eine gehässige Rezension meines Romans geschrieben hatte und ich ihn ganz bestimmt nicht näher kennenlernen würde. Als der Redakteur X meinen Namen nannte, erlebte der Mann, und ich sah Angst in seinen Augen. Er sah aus wie jemand, der Prügel erwartet, und ich muss gestehen, dass ich kurz versucht war, seine Erwartung zu erfüllen. Aber nur kurz. Viel besser schien mir, so zu tun, als hätte ich keine Ahnung, wer er war, hätte seinen Namen nie gehört, seine Rezension nie gelesen, und so gab ich ihm höflich die Hand und sagte, ich freue mich, ihn kennenzulernen. Er wirkte schockiert und erleichtert zugleich – immerhin blieben ihm die Prügel erspart –, und in diesen wenigen Augenblicken empfand ich ein seltsames Machtgefühl (mir bis dahin unbekannt und nie wieder erlebt): zu wissen, dass ich das Schicksal dieses Mann in der Hand hatte, dass er mir vollkommen ausgeliefert war. Ich hatte mich großartig verhalten, fand ich, und sonnte mich in meinem moralischen Triumph.

Nein, ich bin mir nicht sicher, ob ich das Richtige getan habe. Jahre vergingen, viele Jahre, und schließlich kehrte X für gelegentliche Buchrezensionen zur *New York Times* zurück. Wie in meinem letzten Brief erwähnt, habe ich aufgehört, Rezensionen meiner Bücher zu lesen, aber als ich voriges Jahr (Herbst 2008) beim Frühstück meine Morgenausgabe der *Times* aufschlage, erblicke ich

dort zu meiner Überraschung eine von X verfasste Rezension von *Mann im Dunkel*. Niemand hatte mir gesagt, dass die Rezension an diesem Tag erscheinen werde, und mit dem Artikel direkt vor meinen Augen wurde ich schwach und las ihn, ohne es wirklich zu wollen. Wieder eine wütende Attacke von Seiten des Mannes, den ich vor zwanzig Jahren vielleicht doch hätte verprügeln sollen. Vor allem ein Satz hat sich mir eingebrannt und wird mir ewig im Gedächtnis bleiben: „Paul Auster glaubt nicht an traditionelle literarische Werte.“ Was um alles in der Welt soll das heißen? Hört sich an wie etwas, das ein Politiker vom rechten Flügel im Wahlkampf sagen könnte.

Herzlich

Paul

19. Februar 2010

Lieber Paul,

ich weiß, dass Du kein Stammgast in literarischen Salons bist, aber Du lebst ja in einer Kulturmetropole und bist daher verdammt dazu, hin und wieder mit Leuten zusammenzutreffen, die Deine Bücher besprechen. Ich andererseits laufe kaum Gefahr, Menschen von der Sorte zu begegnen, die ihren Lebensunterhalt damit verdienen, kluge Dinge auf anderer Leute Kosten zu sagen, und daher musste ich mich, anders als Du, nie zurückhalten, einem von ihnen eins auf die Mütze zu geben.

Dass einer, der so dünnhäutig wie ich ist, zumindest in Alltagsangelegenheiten, sich schlechte Rezensionen nicht zu Herzen nimmt, hat mich stets verblüfft. Es hat mich verblüfft, doch nicht genug, um herausfinden zu wollen, warum das so ist, falls ich plötzlich diesen nützlichen Panzer verlieren sollte.

Eine Unfähigkeit, mich über das, was andere über mich sagen, und das Gegenstück dazu, aufzuregen, eine Unfähigkeit, echtes Verständnis für diejenigen zu zeigen, die sich wirklich aufregen, ist – wie ich vermute – die zentrale Schwäche eines Buches, das ich 1996 unter dem Titel *Giving Offense/Anstoßerregen* veröffentlicht habe. Warum sollte man Anstoß nehmen an Beleidigungen seiner Religion (oder seines Landes oder seiner Rasse oder seiner moralischen Vorstellungen), frage ich dort – warum sie nicht einfach mit einem Schulterzucken abtun und einfach sein Leben weiterleben?

Die Antwort, die viele (die meisten) geben würden, ist: Weil ich es nicht kann. Weil mein Selbstverständnis angegriffen wird. Weil, wenn ich nicht Anstoß nähme, ich mich gedemütigt fühlen würde.

Ich bin sicher, dass in seltenen Fällen ein Kern nicht reduzierbarer Wahrheit in einer solchen Antwort steckt. Aber mein Instinkt, oder meine Neigung, sagt mir jetzt und sagte mir damals, als ich *Anstoßerregen* schrieb, dass ich eine solche Antwort als Deckmantel für eine impulsive Reaktion betrachten sollte, zu der sich die Anstoßnehmende Partei nur ungern bekennen würde: Streitlust, Freude an einer deftigen Auseinandersetzung.

Ein Grund, warum ich dickfellig gegenüber Rezensenten sein sollte, warum ich mir diese Haltung leisten kann, ist der, dass ich in Bezug auf meinen Lebensunterhalt nie von meinen Büchern abhängig war. Bis ich mich vor nicht allzu langer Zeit von der Lehre zurückgezogen habe, konnte ich mich auf ein völlig ausreichendes Akademikergehalt verlassen. Jeder Kritiker auf Erden hätte mich reißen können, der Verkauf meiner Bücher hätte auf Null abstürzen können, und ich wäre nicht verhungert. Die unangenehmere Seite der Grub Street* – die Anfeindungen, die Speichelleckerei und die Verleumdungen etc. – resultiert aus der manchmal verzweifelten Notwendigkeit, finanziell über die Runden zu kommen.

Jedenfalls gebührt Dir Applaus für Deine Nachsicht und dem betreffenden Kritiker ein Buh, weil er sich von Deinem Beispiel nicht hat erheben lassen.

Ja, ich bin jetzt siebzig – vielen Dank für Deine guten Wünsche. Ich werde mal in den Spiegel schauen, wenn ich einen Moment Zeit

habe, um zu prüfen, ob ich die sechste oder, *horribile dictu*, die siebte der Shakespeare'schen Altersstufen erreicht habe. Ich bete, dass es nur die sechste ist, die Altersstufe des pantoffelbestückten hageren Pantalones mit geschrumpften Schenkeln und zittriger Stimme, und nicht die letzte, die zweite Kindheit, zahnlos etc.

Viele Grüße

Dein John

* Früher: Straße in London, in der viele verarmte Poeten und Schriftsteller lebten.(Anm. der Übersetzerin)

Aus dem Englischen von Reinhild Böhnke (J. M. Coetzee) und Werner Schmitz (Paul Auster).

© Paul Auster und J. M. Coetzee 2011

Alle Rechte S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main